

### Psychologie - zwischen sex und gender oder geschlechtslos?

Moré, Angela

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Moré, A. (1997). Psychologie - zwischen sex und gender oder geschlechtslos? *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 21(3/4), 7-30. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-19592>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

## Psychologie – zwischen sex und gender oder geschlechtslos?<sup>1</sup>

Dieser Beitrag befaßt sich mit der Frage, wie die menschliche Zweigeschlechtlichkeit in der Psychologie bisher wahrgenommen wurde, welchen Beitrag die Psychologie selbst zur Konstituierung dieser Zweigeschlechtlichkeit als Erfahrungstatsache in unserer Kultur geleistet hat und unter welchen Fragestellungen und Perspektiven die Frauen- und Geschlechterforschung in der Psychologie gegenwärtig notwendig und sinnvoll ist – auch im Sinne der Erweiterung und Innovation der Sichtweisen auf die Geschlechter.

Implizit ist damit bereits gesagt, daß Annahmen und Theorien über Geschlechterdifferenzen in der psychologischen Wissenschaft keineswegs neu sind. Sie haben vielmehr eine Tradition, die bis in die Anfänge des Faches und seine Vorgeschichte zurückreichen; in die Philosophie, die physische Anthropologie und natürlich in die Psychiatrie. Sie dienen jedoch in der Mehrzahl der Ein- und Festschreibung von dichotomisierenden Geschlechtervorstellungen.

Von Interesse sind bei einer historischen Betrachtung dieser Entwicklung von Kategorien der Geschlechterdifferenzen aus der Sicht der heutigen Geschlechterforschung nicht so sehr die Inhalte, sondern die Motive, die Konstruktionsprinzipien und die Folgen der vorgenommenen Unterscheidungen. Dabei läßt sich vorwegnehmend schon die Hypothese formulieren, daß Zusammenhänge bestehen zwischen den Motiven der Unterscheidung und den Begründungsformen: die Einschreibung von Geschlechtsmerkmalen in die Biologie geht regelmäßig einher mit dem Anliegen, die behaupteten Differenzen als unveränderliche zu naturalisieren; die Betonung der sozialisierenden Umwelteinflüsse ist verbunden mit dem Wunsch, geschlechtsspezifische Merkmale und Eigenschaften als erworbene und folglich veränderbare zu kennzeichnen. Die Vertreter der ersten Auffassung begründen die Unterschiede aus der Anatomie und der Bio-

logie, insbesondere aus dem unterschiedlichen Beitrag der Geschlechter zur physischen Reproduktion. Wenn tatsächlich so etwas wie Geschichte ins Spiel kommt, dann immer in Form von Urgeschichte. Das heißt, plötzlich finden wir unsere Gegenwart begründet aus der Tätigkeit unserer Vorfahren als Jäger und Sammler. Angeblich konnten damals schwangere Frauen keine schwere physische Arbeit verrichten und das Haus nicht verlassen.

Solche Interpretationen werden selbst heute noch angeboten, obgleich wir von vielen Kulturen – einschließlich der südeuropäischen, aber auch auf allen anderen Kontinenten – wissen, daß dort die Frauen die schwere Feldarbeit verrichten, kilometerweit schwere Wasserkrüge oder andere Lasten tragen und dabei von den Kindern auf dem Rücken oder im Leib nicht behindert werden. Von Gesellschaften, die traditionell die »Couvade« das sogenannte Männerkindbett, kennen, ist bekannt, daß die Frauen selbst oft kurz nach der Niederkunft ihre Arbeit wieder aufnehmen, während die Männer in der Hängematte liegen und ihre Bauchschmerzen beklagen.

Die zweite Betrachtungsweise der Geschlechter ist geprägt von der Absicht, die Unterschiede zwischen Männern und Frauen als erworbene und damit veränderbare sichtbar zu machen. Erworben wurden sie nach dieser Auffassung in frühen Eltern-Kind-Beziehungen, in späteren Sozialisationsprozessen, in allen Formen kultureller und sozialer Einflüsse. Dabei spielen Prozesse der Verinnerlichung und Identifikation mit wichtigen Personen ebenso eine Rolle wie äußere Gebote und Zwänge. Tendenziell wird in dieser zweiten Begründungsform der Körper bzw. das Physische ausgegrenzt, weil jede Bezugnahme auf Körpererfahrungen mit der Gefahr verbunden zu sein scheint, Unterschiede wieder zu biologisieren, sei es über die Zeugungs- und Gebärfunktionen und ihre Folgen, sei es über Vorstellungen von der Bedeutung bestimmter genetischer Anlagen, hormoneller Vorgänge etc.

Ich vertrete die Auffassung, daß beide Perspektiven miteinander verbunden und integriert werden müssen, dies aber unter der von mir gemachten Voraussetzung, daß körperliche Erfahrungen ganz wesentlich soziale Erfahrungen sind und daß der Körper selbst in sehr hohem Maße ein Produkt der kulturellen und sozialisierenden Einflüsse ist.

Die Aufklärung von unbewußten gesellschaftlichen Mechanismen der Geschlechterkonstruktion, der darin enthaltenen verzerren-

den Einflüsse, der unbewußten Motive und Vorstellungen und der Auswirkungen derselben auf das Geschlechterverhältnis ist selbst eine bedeutsame Erkenntnisquelle für das Verständnis der Psychologie der Geschlechter und damit ein relevanter Aspekt der psychologischen Geschlechterforschung.

Ich möchte dies zunächst kurz an der *Geschichte der Psychoanalyse* verdeutlichen, in welcher die Vorstellungen Freuds über die Unterschiede zwischen den Geschlechtern bzw. die psychische Verarbeitung der anatomischen Differenzen bei den Geschlechtern von Anfang an Gegenstand und Streitpunkt der Theorie war. Dabei haben wir bei Freud selbst weder eine klassisch biologische Begründung, noch eine, die der Sozialisation den Vorrang gäbe. Freud ging bekanntlich davon aus, daß die sichtbaren anatomischen Geschlechtsunterschiede, wenn sie von Mädchen und Jungen entdeckt werden, von diesen in einer bestimmten Weise wahrgenommen und verarbeitet werden. Begriffe wie »Penisneid« oder »Kastrationskomplex« stehen für die heute zum populären Allgemeinwissen zählende psychoanalytische Interpretation der psychosexuellen Entwicklung des Mädchens. Die Vorstellungen darüber, wie die psychisch normale Verarbeitung dieser Wahrnehmung aussehe und welche Eigenschaften am Ende ein psychisch normal entwickelter erwachsener Mann oder eine normale erwachsene Frau haben müßten, waren ähnlich starr und normativ wie die Vorstellungen, die wir aus klassischen biologischen oder aus modernen soziobiologischen Begründungen kennen.

Was die psychoanalytische Tradition allerdings auch kennzeichnet, ist die Tatsache, daß von Anfang an die Interpretationen Freuds zur psychosexuellen Entwicklung des Mädchens oder zur Psyche und Sexualität der Frau intensiv umstritten waren. Schon in den zwanziger Jahren entwickelte sich eine vehement geführte Debatte um diese Interpretationen in der Psychoanalyse, die großen Einfluß auf die feministischen Diskussionen der letzten zwei Jahrzehnte nahm. Einen großen Anteil hatten daran verschiedene Psychoanalytikerinnen der ersten Generation. Denn auch dies ist ein besonderes Kennzeichen der Psychoanalyse: daß der Anteil von Frauen in dieser Disziplin von Anfang an höher war als in anderen psychologischen Bereichen bzw. in der Wissenschaft überhaupt.

Freud war selbstverständlich ein Mann seiner Zeit und seiner sozialen Herkunft, also geprägt von den damaligen gesellschaftlichen

Erscheinungsweisen des Geschlechterverhältnisses und seinen ideologischen Begründungen, wie sie typisch waren für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, und wie sie der damaligen philosophischen, rechtlichen, moralisch-religiösen und politischen Auffassung entsprachen. Merkmale dieser Sichtweise waren eine extreme Dichotomisierung der Geschlechter, die diese als sich komplementär ergänzende Wesen erscheinen ließen – mit der Folge einer weitgehenden Ausgrenzung der Frau aus dem öffentlichen, politischen und auch kulturellen Leben. Das Ergebnis dieser polarisierenden Stereotypisierung der Geschlechter war die gleichzeitige Entwertung und Idealisierung der Frau, also ein hohes Maß an Ambivalenz ihr gegenüber. Daher kann es nicht verwundern, daß die Ambivalenz selbst als ein psychisches Phänomen in dieser Zeit entdeckt und (erstmalig von Bleuler) thematisiert und definiert wurde. Aus heutiger Sicht verraten diese männlich geprägten Vorstellungen über die Geschlechter ein hohes Maß an Ängsten, Spaltungen und Abwehrmechanismen, deren neurotisches Konfliktpotential jedoch in jener Zeit so verbreitet war, daß es sich hinter dem Anschein einer kulturellen Normalität verbarg. Hierzu existieren inzwischen eine Reihe von wertvollen Publikationen insbesondere von feministisch orientierten Psychoanalytikerinnen, die diese Zusammenhänge und unbewußten Motive beschrieben (vgl. insbes. Schlesier, 1981; Rohde-Dachser, 1991; Alpert, 1992).

Natürlich finden wir auch in unserer gesellschaftlichen Gegenwart noch immer solche von unbewußten Motiven erzeugten Stereotypen und ambivalenten Frauenbilder. Der verbreitetste Abwehrmechanismus im heutigen alltäglichen Umgang mit diesen Stereotypen und den ihnen zugrunde liegenden Motiven ist die Verleugnung ihrer Existenz – sowohl bei Frauen wie bei Männern.

Gehen wir darum nochmal zurück zu Freud, bei dem es uns vermutlich leichter fällt, den Blick auf die Geschlechter mit unbewußten Motiven und Absichten in Verbindung zu bringen. Freud hatte es in seinen frühen Therapien der Hysterie überwiegend mit Frauen zu tun, die unter den damaligen normativen gesellschaftlichen Zwängen und ihrer eigenen entwerteten sozialen Stellung litten. Und Freud hatte damals zunächst richtig wahrgenommen, wie die Leiden seiner meist bürgerlichen Patientinnen mit gesellschaftlichen Einschränkungen verbunden waren, die aus seiner Sicht primär sexuelle Bedürfnisse betrafen. Wir sprechen dabei wohlwollend vom »frühen

Freud«. In seinen späteren Schriften über die Weiblichkeit finden wir nahezu nichts mehr von seiner Einsicht über die Zwänge, die die Kultur der Frau und ihrem Triebleben auferlegte. Inzwischen hatte er seine Auffassung von realen sexuellen Verführungserlebnissen durch die Theorie vom Ödipuskomplex ersetzt. Es waren nun also verdrängte ödipale Wünsche, die nach seiner Vorstellung die hysterischen Zustände dieser Frauen hervorriefen. Die Flucht in die Neurose lag für Frauen darum nach seiner Vorstellung näher, weil sie aufgrund ihres schwächeren Überichs ihre Wünsche nur durch Verdrängung bewältigen konnten.

Neben den eben genannten Irrtümern Freuds gibt es noch eine ganze Reihe weiterer, die inzwischen wohlbekannt und in der Literatur ausführlich besprochen worden sind. Beispielhaft nenne ich nur: die anatomische Männlichkeit der Klitoris; die von beiden Geschlechtern beim Entdecken der genitalen Unterschiede »sofort« akzeptierte Minderwertigkeit des weiblichen Genitales; die Ableitung der weiblichen Objektwahl oder des Kindwunsches aus dem Penisneid.

Mit der Erinnerung an diese in der Psychoanalyse teilweise noch lange vertretenen Auffassungen beabsichtige ich keineswegs, entrüstet den moralischen Zeigefinger auf den Übeltäter Freud zu richten. Gerade diesen problematischen Auffassungen bei Freud verdanken wir eine unbeabsichtigte Provokation, die zu einer im Ergebnis sehr fruchtbaren Auseinandersetzung geführt hat. Das Resultat ist, daß innerhalb der psychologischen Teildisziplinen die psychoanalytisch orientierten Beiträge zur Geschlechterforschung den mit Abstand größten Beitrag zur Aufklärung der Voraussetzungen und Bedingungen darstellen, unter welchen Subjekte ihr Geschlecht *werden* und Geschlecht *sein* erfahren und erleben.

Hierher gehören die neueren, sehr differenzierenden Beiträge über gleich- und gegengeschlechtliche Identifikationen bei Jungen und Mädchen (daß beide Geschlechter auch einen »negativen«, das heißt libidinös auf den gleichgeschlechtlichen Elternteil bezogenen Ödipuskomplex durchlaufen, hatte schon Freud angenommen) ebenso wie Erkenntnisse über Prozesse der Ablösung, Gegenbesetzung, unbewußte Phantasien und Ängste oder aber psychische Entwicklungen in der Pubertät und Adoleszenz (vgl. z.B. Flaake & King, 1992; Brown & Gilligan, 1994; Mens-Verhulst u.a., 1996 sowie Erdheim, 1993).

Zugleich ist es diese feministisch orientierte psychoanalytische Diskussion, die die männlichen Motive androzentrischer Geschlechterinterpretationen und die sich daraus ergebenden sozialen und psychischen Folgen für beide Geschlechter analysiert hat: die hinter diesen Vorstellungen verborgenen und abgewehrten Neid- und Angstgefühle, die Verleugnungs- und Abwehrmechanismen, die Ersatzbildungen und Deckphantasien, die kompensatorischen narzißtischen Gratifikationen und Größenphantasien sowie die projektiven Abspaltungen und Blockierungen von Wünschen, Identitätsanteilen etc., die sich mit der klassischen Dichotomisierung der Geschlechter verbinden. Hinzu kommt aber schließlich, daß es die Psychoanalyse selbst ist, die uns ein weit entwickeltes Instrumentarium zur Interpretation dieser psychischen Mechanismen zur Verfügung stellt – und es gehörte seit Freud zur Tradition der Psychoanalyse, ihre Verfahren und Erkenntnisse auch kritisch auf sie selbst anzuwenden.

Ein interessantes Gegenbeispiel zu den Annahmen und zur Wirkungsgeschichte der Psychoanalyse ist die Entwicklungspsychologie Jean Piagets. Bekanntlich hat Piaget nie zwischen Fähigkeiten von Jungen und Mädchen unterschieden. Seine Beobachtungen über kindliches Lernen und Spielverhalten und seine Gespräche mit Kindern hat er bei beiden Geschlechtern durchgeführt und daraus ein universell gültiges Modell der stufenweisen moralischen und kognitiven Reifung entwickelt. Jede Unterscheidung nach Geschlechtern, Ethnien oder sozialen Klassen würde diesem Ansatz widersprechen. Damit hat er sich, ohne dies laut zu betonen, gegen die bis dahin sehr verbreitete Unterstellung gewandt, die besagte: der männliche Mensch weißer Hautfarbe und mit bürgerlichen Rechten sei allen anderen Mitgliedern seiner Spezies geistig, intellektuell und moralisch-sittlich überlegen.

Hingegen verwandte die traditionelle Psychologie, die stark anthropologisch-biologisch orientiert war, zum Beweis dieser postulierten Vorrangstellung Beweismittel und Methoden, die uns heute eher als menschenverachtend, denn als sittlich erscheinen, und deren Annahmen eher grotesk anmuten, als von geistiger Überlegenheit zu zeugen. Ich denke hier an die berühmten Schädelvermessungen und Gewichtsvergleiche von Gehirnen ebenso wie an die obskuren Theorien über den Zusammenhang von Physiognomie und menschlichem Charakter, die in den antisemitischen Charakterologien des deut-

schen Nationalsozialismus ihre letzten Höhenflüge erlebten. Aber es gibt auch gegenwärtig Tendenzen, psychosoziale und/oder kognitive Unterschiede zwischen den Geschlechtern oder Rassen aus genetischen, endokrinologischen oder hormonellen Merkmalen abzuleiten, indem diese physischen Faktoren einseitig als primäre und darum determinierende interpretiert werden. Dieses Vorgehen bei der Konstruktion von unilinear-kausalen Erklärungsketten gilt insbesondere für die Soziobiologie.

Auch Piagets strukturelem Erklärungsansatz kognitiver Entwicklungsschritte ließen sich – dessen egalitären Intentionen zum Trotz – Schlußfolgerungen über unterschiedliche Befähigungen bei Jungen und Mädchen, Männern und Frauen und auch zwischen verschiedenen Kulturen unterscheiden (vgl. dazu div. Beitr. in Schöfthaler & Goldschmidt, 1984). Denn: um die faktischen Differenzen in der Schnelligkeit und Vollständigkeit des Erwerbs kognitiver Fähigkeiten zwischen den Geschlechtern (oder zwischen sozialen, ethnischen u.a. Gruppen) und die diese Unterschiede verursachenden Faktoren bekümmerte Piaget sich wenig. Damit aber ließ er – unbeabsichtigt – interpretatorische Spielräume offen, in welchen die Kontroverse um ererbte versus sozialisationsbedingte Begabungen oder Einschränkungen fortgeführt werden konnte.

Auf die Art und Weise, wie Geschlechterdifferenzen innerhalb der Tradition der allgemeinen Psychologie angenommen und interpretiert wurden, habe ich hier nur am Rande verwiesen – und möchte diese traditionellen Ansätze auch nicht weiter vertiefen. Wesentliche Beiträge zu ihrer kritischen Überprüfung und Revision haben neben dem Wissenschaftshistoriker Stephen J. Gould (vgl. Gould, 1988 u. 1989) die Psychologinnen Eleanor Maccoby und Carol Nagy Jacklin (Maccoby & Jacklin, 1974) in den frühen 70er Jahren unternommen. Was diese über Fehlinterpretationen von Daten, Verzerrungen von Ergebnissen und methodische Irrungen und Wirrungen herausfanden, konnte in zahlreichen Fällen als unbewußt motivierte Verzerrung von Wahrnehmungen durch interessengeleitete Vorannahmen interpretiert werden.

Das, was diese historischen Beispiele belegen sollten, möchte ich jetzt in zwei Punkten zusammenfassen:

1. Erkenntnisinteressen und Fragestellungen haben Gründe: diese Gründe sind nur teilweise offensichtlich und rational. Ihr Ent-



stehungszusammenhang ist immer zugleich ein soziokulturell bedingter und Prozessen des kollektiven Unbewußten geschuldet, zu welchen andere Faktoren (regionale, soziale, interpersonelle) sowie individuelle Motive und Zufallsaspekte hinzutreten.

2. Interpretationen haben Wirkungen: für Interpretationen soziokultureller Phänomene gilt, daß sie soziokulturelle Zusammenhänge beeinflussen. So haben z.B. naturalistische Interpretationen soziokultureller Phänomene die Wirkung, daß sie die gesellschaftliche Seite dieser Phänomene unsichtbar machen. Eine der folgenreichsten Konsequenzen hierbei ist jedoch die, daß die realitätskonstituierenden Deutungen nicht als solche erkannt, sondern vielmehr als Bestätigungen der vorausgesetzten Realitäten herangezogen werden.

Die kanadische Sozialpsychologin Esther Greenglass hat in ihrer Untersuchung über die »Geschlechterrolle als Schicksal«, die vor zehn Jahren in deutscher Übersetzung erschien (vgl. Greenglass, 1986), die wesentlichen Punkte zusammengefaßt, die eine sogenannte androzentrische Sichtweise charakterisieren. Dabei ist mit androzentrischer Sichtweise eine Interpretation soziokultureller Realitäten und Erfahrungszusammenhänge gemeint, die von einer spezifischen Perspektive – der männlichen – ausgehend diese Erfahrungen und Realitäten mit einem Anspruch auf universelle Gültigkeit beschreibt und bewertet, ohne die Relativität dieser Perspektive erkennbar zu machen bzw. selbst zu erkennen. Als Merkmale und praktische Konsequenzen dieser Sichtweise in der Psychologie benennt Greenglass folgende Aspekte:

- die Setzung von bei männlichen Probanden erhobenen Daten als Norm, die der weiblichen Erhebungspersonen dagegen als Abweichung;
- dies hat tendenziell die Pathologisierung weiblicher Interpretationen, Merkmale, Eigenschaften und Verhaltensweisen zur Folge;
- Daten, die nur bei männlichen Personen erhoben wurden, werden in unzulässiger Weise für beide Geschlechter verallgemeinert;
- Besonderheiten weiblicher Lebens- und Erfahrungszusammenhänge finden nur Berücksichtigung, soweit sie für männliche Interessen überhaupt von Bedeutung sind;

- die Interpretationen weiblicher Lebens- und Erfahrungszusammenhänge erfolgen überwiegend aus männlich geprägter Sicht bzw. anhand von männlich bestimmten Kriterien, die aufgrund ihrer kulturellen Prädominanz als universell gültige erscheinen.

Diese Feststellungen stimmen mit den Ergebnissen anderer Untersuchungen aus den 70er Jahren überein, z.B. denjenigen von Inge Broverman et. al. (vgl. Broverman, 1970 u. 1972; Lunneborg, 1970; Condry & Condry, 1976), die ihrerseits einen stark verzerrenden Einfluß von unbewußten Geschlechterstereotypen auf Forschungsfragen und -ergebnisse sowie auf klinische Daten und Diagnosen festgestellt hatten.

Es ist dabei keineswegs notwendig anzunehmen, daß sich damit bewußte Absichten verbinden. Denn die androzentrische Sichtweise ist nicht nur ein integraler Bestandteil psychologischen Denkens. Sie ist zugleich durch die kulturgeschichtlichen Voraussetzungen und lebensweltlichen Bedingungen in alltäglichen Denk- und Handlungsmustern integriert mit der Folge, daß ihre Bedeutungen in den Erwartungs-, Deutungs- und selbst den Affektstrukturen eines großen Teils der in einem soziokulturellen Zusammenhang lebenden Menschen verankert sind und als mehr oder weniger selbstverständliche geteilt werden. Geteilt werden sie allerdings nur in ihrer Eigenschaft als soziale »Tatsachen«, nicht jedoch in ihren inhaltlichen Bedeutungen und den daraus folgenden Bewertungen. Vielmehr sind die Konsequenzen dieser vorherrschenden Denk- und Handlungsmuster für die Geschlechter (oder entsprechend für verschiedene soziale Schichten, Ethnien, kulturelle oder religiöse Gemeinschaften) unterschiedliche, da sie sich mit unterschiedlichen Erfahrungen, verschiedenen sozialen Positionierungen und Handlungsspielräumen verbinden. Dadurch erzeugen sie auch unterschiedliche Erwartungen, Interpretationen und Affekte. Einerseits werden Geschlechterdifferenzen in dieser Weise faktisch hergestellt. Ihr Verschwinden im androzentrischen Blick vermag sie aber nicht nur gesellschaftlich unbewußt zu machen, sondern erzeugt selbst weitere Erfahrungs- und Erlebensdifferenzen, die sich in geschlechtlich unterschiedlichen Bewertungen und Verhaltensformen manifestieren.

Meine diese Aspekte zusammenfassende These lautet: wir denken bisher noch immer auf der Basis eines soziokulturell generalisierten 'male bias', aber die Geschlechter erleben in faktisch unterschied-

licher Weise und folglich auch affektiv verschieden die realitätsbe gründenden Aussagen und ihre Konsequenzen, die sich auf dieser Grundlage herstellen. Sie haben für sie unterschiedliche Auswirkungen und schaffen ungleiche Realitäten, Notwendigkeiten und Zwänge. Sie erzeugen (z.B. in den Rechtsnormen, den Arbeitsverhältnissen, den sozialen Absicherungen) sowohl unterschiedliche äußere Wirklichkeiten wie auch, in Verbindung damit, verschiedene Erfahrungen des eigenen Selbst.

Eine entscheidende Ursache von Geschlechterdifferenzen sind somit die unterschiedlichen Wirkungen, die die generalisierten androzentrischen Vorstellungen und Werturteile bei Männern und Frauen bzw. bei Jungen und Mädchen hervorbringen. Denn in diesen generalisierten gesellschaftlichen Aussagen ist die ungleiche Berücksichtigung männlicher und weiblicher Erfahrungen, Bedürfnisse, Perspektiven und Interessen schon enthalten.

Daß Geschlechter nicht als Naturtatsache gegeben sind, sondern durch die Herstellung spezifischer Erfahrungszusammenhänge kulturell geformt oder »gemacht« werden, bringt in anschaulicher Weise die aus dem Englischen stammenden Formulierung »doing gender« zum Ausdruck. Soziologisch gesehen besteht dieses in der Durchsetzung von Interpretationsweisen der Geschlechter und ihrer Lebenswelten, die ihrerseits zu gesellschaftlichen Wirklichkeiten werden durch die mit ihrer Durchsetzung verbundene institutionelle, politische und rechtliche Absicherung derselben.

*Sozial- und individualpsychologisch* aber wird diese Vergeschlechtlichung der Subjekte wirksam, indem sich diese gesellschaftlichen Interpretationen und Wirklichkeiten als geschlechtlich spezifische Erfahrungen in die weitgehend unbewußten Affekt- und Denkstrukturen einschreiben. Daß diese Erfahrungsmuster durch vielfältige soziale, familiale und individuelle Besonderheiten ergänzt, überkreuzt oder variiert werden, trägt eher dazu bei, daß sie in ihrer generellen Wirksamkeit unsichtbar bleiben.

Wie diese Einschreibungen von Vorstellungen und den mit ihnen verbundenen Haltungen erfolgen, wird deutlicher, wenn wir realisieren, daß jede (vermeintliche) Feststellung von Sachverhalten nicht nur kognitive Informationen, sondern gleichzeitig affektive Eindrücke hinterläßt, weil in jeder »Tatsachenfeststellung« so unvermeidlich wie unbemerkt Bewertungen bzw. Werturteile enthalten

sind. Dementsprechend sind die Affekte bei den von der Aussage Betroffenen andere als bei den von ihr nicht Betroffenen. Nehmen wir hierfür als Beispiel nochmals eine von Freuds berühmten, aber heute nicht mehr geteilten Feststellungen: das weibliche Genitale sei (in der Wahrnehmung des Kindes) ein verkümmerter Penis und die typische Reaktion des Jungen auf dessen Entdeckung sei »*Abscheu vor dem verstümmelten Geschöpf oder triumphierende Geringschätzung desselben*« (Freud, 1925, S. 261 ff.).

Welche Gefühle mag dieser Satz, mit dem Frauen zu Beginn des Jahrhunderts konfrontiert wurden, in ihnen ausgelöst haben? In einigen von ihnen Empörung, in vielen Frauen aber ein Gefühl der Kränkung und Minderwertigkeit, die zur Abziehung des Interesses von der eigenen Sexualität führen konnte, verbunden mit Versuchen der Kompensation, Ablenkung, Verleugnung und Selbststabilisierung. Diese Abwehrleistungen und Bewältigungskonflikte lassen sich gut studieren, wenn man die unterschiedlichen Reaktionen von Psychoanalytikerinnen der ersten und zweiten Generation hierauf vergleicht<sup>2</sup>. Heute überwiegen bei Studentinnen empörte Reaktionen, wenn sie solchen Feststellungen im Werk Freuds oder in anderen Texten begegnen. Dabei kann die affektive Ablehnung dieser Aussagen so intensiv sein, daß sie sich auf die Bereitschaft, sich überhaupt noch mit den Gedanken des Begründers der Psychoanalyse auseinanderzusetzen, hemmend auswirken.

Dieses historisch gewählte, weil mit einer gut dokumentierten Wirkungsgeschichte verbundene Beispiel, demonstriert etwas, das grundsätzlich gilt und uns generell in der Art und Weise, wie wir uns mit Lebenswirklichkeiten und den in ihnen enthaltenen Realitäten und Urteilen befassen, beeinflusst: »Sach-Aussagen« über natürliche, soziale oder ästhetische Wirklichkeiten haben neben den kognitiv-inhaltlichen Bedeutungen immer auch mehr oder weniger starke und für verschiedene Individuen oder soziale Gruppen unterschiedliche affektive Wirkungen. Diese individuell und kollektiv erzeugten Affekte tragen in nicht geringem Maße zur Konstituierung sozialer Realitäten bei – nicht zuletzt in Form der Erzeugung verstetigter Affektlagen und den auf sie bezogenen Bewältigungs-, Erwartungs- und Reaktionsmustern. Dabei liegt auf der Hand, daß positive Affekte positive Wirkungen erzeugen, indem sie Selbstvertrauen, Handlungsfähigkeit und Durchsetzungsvermögen fördern, während die Bewäl-

tigung negativer Affekte wie Kränkung, Scham, Wut oder Angst sehr komplexe Abwehr- und Verarbeitungsmechanismen erfordern, die in hohem Maße psychische und physische Energien binden. Positive oder negative Urteile über soziale Gruppen und die damit verbundenen oder gerechtfertigten faktischen Beschränkungen ihrer Entfaltungsmöglichkeiten und Lebensinteressen erreichen die Angehörigen dieser sozialen Gruppen in unterschiedlichem Ausmaß, je nach der gleichzeitigen Zugehörigkeit der Individuen zu anderen sozialen Gruppierungen, der sozialen Positionierung innerhalb der sozialen Einheit (hier: Geschlecht) und hinzukommenden individuellen Unterschieden. Daß es für Angehörige des weiblichen Geschlechts als »Genus-Gruppe« (vgl. Becker-Schmidt & Knapp, 1995, S. 17 ff.) mehr faktische Einschränkungen, ökonomische und soziale Abhängigkeiten, Diskriminierungen und Entwertungserfahrungen gibt, läßt sich nicht bestreiten. Die größere Verbreitung von Selbstzweifeln, Anpassungs- und Unterwerfungsbereitschaft oder von Resignation bei Frauen kann aber nicht auf das häufigere Scheitern individueller Bewältigungsfähigkeiten zurückgeführt werden. Denn einerseits zeigen sich in der geschlechtsspezifischen und zeitgeschichtlich sich verändernden Verbreitung bestimmter Formen des 'Ausstiegs' (z.B. der Ablösung der Hysterie durch die Verbreitung von Eßstörungen bei Frauen; die größere Anzahl alleinerziehender Mütter), daß die individuellen Formen des Umgangs mit Konfliktsituationen sich an Bewältigungsformen orientieren, die innerhalb sozialer Zusammenhänge und Gruppierungen entwickelt werden. So individuell die Verarbeitungsformen und Bewältigungsstrategien auch erscheinen mögen, zeigen sie doch milieuspezifische und zeitgeschichtliche, regionale oder andere kollektiv entwickelte Interpretations-, Verhaltens- und Affektmuster.

Erkennbar wird dabei aber auch, daß es eine Korrelation zwischen dem Ausmaß sozialer Abhängigkeiten und Zwänge, dem Umfang an kursierenden Diskriminierungen durch die majorisierende(n) Gruppe(n) und dem Grad, in welchem die zugemuteten Einschränkungen und negativen Bewertungen durch Integrationen in das Selbstbild der Betroffenen integriert werden müssen, gibt. Somit besteht auch ein nicht übersehbarer Zusammenhang zwischen den zu einem jeweiligen Zeitpunkt faktisch gegebenen Handlungsspielräumen und Durchsetzungsmöglichkeiten, über die soziale Gruppen und die ih-

nen angehörenden Individuen verfügen, und den von ihnen gewählten Bewältigungs- und Abwehrstrategien.

Krankmachend wirken kränkende Diskriminierungen und Werturteile dann, wenn infolge der sozialen Position die Handlungs- und Kommunikationsspielräume fehlen, die Gegenreaktionen in ausreichendem Maße möglich machen, und somit Gefühle von Hilflosigkeit und Ohnmacht entstehen. Kehren wir zu der oben zitierten Aussage Freuds über die weibliche Genitalität und ihre Wirkung auf den Knaben (Mann) zurück, so können wir an diesem Beispiel die historisch veränderte Wirkung dieses Postulats erkennen. Sie wirkt heute in der Regel auf Frauen nicht mehr kränkend in der Weise, daß sie ihr Selbstwertgefühl beschneiden kann, da sie nicht mehr als inhaltlich zutreffende Sachaussage bewertet und akzeptiert wird. Zu Zeiten Freuds galt sie als Sachaussage, weil sie mit anderen, ähnlichen Feststellungen, die überwiegend von Männern getroffen wurden, übereinstimmte. Kumulativ aber, d.h. in Verbindung mit einer Vielzahl ähnlicher Urteile, die kulturell oder innerhalb lebenswichtiger sozialer Beziehungen vorherrschend sind, können Urteile dieser Art auch krankmachend wirken. Zu Lebzeiten Freuds bestand diese kumulative Wirkung von entwertenden und damit kränkenden Urteilen für Frauen in hohem Maße neben der (für das affektive und kognitive Selbsterleben nicht minder bedeutsamen) sozialen, ökonomischen und rechtlichen Abhängigkeit von den diese Definitionsmacht ausübenden Männern als »Genus-Gruppe«.

Im Zusammenspiel von kulturellen Stereotypen und der Verbreitung bestimmter Werturteile in soziokulturellen oder beruflichen und privaten Kontexten finden wir diese Wirkungsmechanismen nach wie vor. Promovierende Medizinerinnen werden auch heute noch mit der »scherzhaften« Bemerkung konfrontiert, sie müßten ihren Doktor nur darum selbst machen, weil sie nicht rechtzeitig einen gefunden hätten. Die Vielschichtigkeit von überlieferten kulturellen Klischees, Abwertungen, Machtansprüchen und Zwängen in Verbindung mit sexistischen Ansprüchen, Konkurrenz- und Neidgefühlen, Unterlegenheitsängsten und Minderwertigkeitskomplexen führt zu einer undurchdringlichen Komplexität, die ihre 'schlagende' Wirksamkeit ausmacht.

Diese Beispiele sollten verdeutlichen, daß Geschlechterforschung in der Psychologie eine Vielzahl von Aspekten berücksichti-

gen und integrieren muß: *das wechselseitig sich beeinflussende Zusammenwirken und Verändern von soziokulturellen Deutungs- und Handlungsmustern innerhalb manifester und als solche interpretierter »Realitäten«.*

Dabei ist das Erleben des Selbst trotz dieser vielfältigen soziokulturellen Vermittlungen für das Individuum immer ein unmittelbares und subjektives. In Interaktionen mit anderen werden diese Erfahrungen geteilt, vermittelt und als Erleben von intersubjektiv geteilten Vorstellungen, Erwartungen, Lebensweisen und Erfahrungen verankert. Diese sind darum sowohl individual- wie sozialpsychologisch bedeutungsvoll.

Die Notwendigkeit einer diese verschiedenen Gesichtspunkte integrierenden Sichtweise in der psychologischen Geschlechterforschung will ich folgendermaßen begründen:

1. gibt es keine Körpererfahrung, die nicht kulturell interpretiert und bewertet und durch diese Interpretationen beeinflusst wird;
2. gibt es keine kulturelle Bewertung menschlichen Erlebens, die nicht affektiv motivierte Anteile besitzt und die nicht affektive Wirkungen erzeugt;
3. sind Affekte bewußte oder unbewußte Körperempfindungen und zugleich psychisches Erleben – und das heißt umgekehrt auch:
4. jede psychische Erfahrung ist zugleich auch ein körperlicher Eindruck, der eine Gedächtnisspur hinterläßt. So schreibt sich psychophysisches Erleben, das häufig wiederholt und/oder von großer Intensität ist, in die Körpersprache, Mimik, Gestik und Artikulationsweise ein oder erzeugt Stimmungen, Vorlieben, Abneigungen und Habitualisierungen.
5. Und schließlich hat jedes körperlich-affektive oder psychische Erleben in irgendeiner Form Einfluß auf die kognitiven Bewertungen und Strukturierungen des Erlebten, wobei bei dieser affektive Anteil an den uns »rational« erscheinenden Urteils- und Entscheidungsvorgängen weitgehend unbewußt bleibt, da wir – infolge einer traditionell negativen Bewertung der Affekte in ihrer Auswirkung auf Denkprozesse – ihre Existenz und Bedeutung zu ignorieren bemüht sind.

Parallel hierzu betont die neuere Gehirnforschung die entscheidende motivationale wie strukturierende Bedeutung, die Affekte für die Entwicklung von Gedächtnisleistungen, die Strukturierung des Den-

kens, das Lernen, Urteilen, Entscheiden und Erinnern bzw. Vergessen haben (vgl. z.B. Rosenfield, 1992; Damasio, 1994; Oeser & Seitelberger, 1995; Spitzer, 1996).

Sie geht heute nicht mehr davon aus, daß das Gehirn in voneinander getrennten, separaten Subfunktionsbereichen arbeitet, sondern in integrierten und miteinander komplex vernetzten Systemen, die alle Bereiche des Gehirns einschließlich des Klein- und Stammhirns in die Verarbeitung von Informationen aus der Umwelt und aus dem Innern des Körpers einbeziehen. Daß der größte Teil der autonomen Körperfunktionen und selbst zahlreiche Aktivitäten, die der willkürlichen Steuerung unterliegen, aber auch der größte Teil der aus der Umwelt stammenden Signale nicht bewußt wahrgenommen wird, verdankt sich schon den selektiven Prozessen, die im vegetativen Nervensystem und im limbischen System unter Einbeziehung von Funktionsbereichen des Großhirns erfolgen. Jeder »Input« wird demnach unter Zuhilfenahme aller bisher verfügbaren Erfahrungen interpretiert und zugleich in dieses bisher verfügbare Wissen integriert. »Wissen« meint hier jedoch nicht nur die uns bewußt zur Verfügung stehenden Informationen, sondern die weitaus größere Menge aller bewußten und unbewußt verarbeiteten Informationen und aus ihnen erfolgten Reaktionen, deren Verlauf und Wirkungen gleichzeitig neue »Inputs« darstellen. Oeser und Seitelberger sprechen in diesem Zusammenhang von einem »Prozeßkontinuum der Individuum-Umwelt-Beziehung« (ebd., 69). In diesem Prozeßkontinuum bilden physische Wahrnehmungen von Sinnesreizen, propriozeptiven, vegetativen und anderen körperbezogenen Prozessen, von Empfindungen und Affekten sowie unbewußten und bewußten kognitiven Prozessen eine untrennbare Einheit.

Eine diese Integriertheit und Zusammengehörigkeit beachtende Sichtweise in der Psychologie hat einen entscheidenden Vorteil – nicht nur, aber auch für die psychologische Geschlechterforschung: sie enthebt des ermüdenden Henne-Ei-Konflikts um die Frage nach der Priorität von Anlage oder Umwelt. Gegenüber der aus dem anglikanischen Sprachzusammenhang entwickelten Unterscheidung zwischen 'sex' als dem biologischen und 'gender' als dem kulturell geformten Geschlecht hat diese integrierende Herangehensweise den Vorzug, den Körper nicht mit dem Anschein der Naturgegebenheit auszustatten. Der Körper steht hier nicht mehr jenseits der kulturel-



len Einflüsse, ist nicht das schon immer Gegebene und damit Primäre.

Dabei ist die Auffassung, daß der Körper selbst in hohem Maße ein kulturelles Produkt sei, keineswegs neu. Sie wurde schon von dem französischen Soziologen und Ethnologen Marcel Mauss in seinem Vortrag über die Körpertechniken im Jahr 1934 (vgl. Mauss, 1978) vertreten. Und Mary Douglas hat in ihren sozialanthropologischen Arbeiten diesen Begründungszusammenhang mit der These von der Wechselwirkung von physischem und sozialem Körper theoretisch vertieft (vgl. Douglas, 1981). Überhaupt verdanken wir der kulturvergleichenden Forschung nicht wenig an Erkenntnissen über den Einfluß der Kultur auf das Geschlechterverhältnis – zum einen unter soziokulturellen und sozialpsychologischen Gesichtspunkten, aber auch in seiner psychophysischen Ausprägung. Was immer man heute zum Beispiel über die Vorgehensweisen und Forschungsergebnisse der Anthropologin und Ethnologin Margaret Mead denken mag: die ersten ethnologischen Belege für die Auffassung, daß die Geschlechter und ihr Verhältnis zueinander nicht Gott- oder naturgegeben sind, waren ihr Verdienst. Und ihre Forschungen waren bereits der Frage gewidmet, wie diese kulturell definierten Geschlechterverhältnisse sich über institutionelle, rituelle und sexuelle Gebräuche und Umgangsweisen in die Subjekte einschreiben.

Am weitesten hinsichtlich eines integrierten Verständnisses der Beziehungen zwischen Körper, Psyche und soziokulturellen Erfahrungen, *die immer zugleich als geschlechtsspezifische verstanden werden müssen*, gehen nach meiner Einschätzung die Arbeiten von Anne C. Petersen, die von »biopsychosozialen« Prozessen bei der Entwicklung geschlechtsbezogener Differenzen spricht (vgl. Petersen, 1980).«

Die Frage nach den Bedingungen und Mechanismen der Enkulturation ist auch immer eine Frage nach den Bedingungen der Sozialisation. Diese ist hinsichtlich der Aneignung von kulturellen Mustern der geschlechtlichen Lebensweisen nach wie vor von großer Bedeutung. Über früheste Formen dieser Aneignungen geben auch die Erkenntnisse der neueren Säuglingsforschung Aufschluß. Denn diese hat ein neues Bild vom Säugling als einem von Lebensbeginn an aufmerksamen, kontaktsuchenden und interagierenden Wesen entwickelt. Auf der Grundlage dieses neuen Paradigmas hat sie ein methodisches Instrumentarium geschaffen, das die Beobachtung von Re-

aktionen bei Säuglingen auf mimische, gestische, taktile und andere Kontakte schon in den ersten Lebensstunden und -tagen erlaubt und das zu erfassen vermag, wie Säuglinge sich am Aufbau emotionaler Beziehungen aktiv beteiligen, wie sie sich in die Interaktion mit der Bezugsperson einstimmen und wie sie ihr eigenes Erleben regulieren. Daß das Geschlecht des Kindes zu jenen Aspekten gehört, auf welche die soziale Umwelt affektiv und kognitiv vorrangig mit Bewertungen, Erwartungen, Phantasien und Interpretationen reagiert, ist uns bekannt. Weniger aber, wie und wie sehr die unbewußten Phantasien der Erwachsenen (insbesondere natürlich die der Eltern) über das Kind und sein von ihnen gewünschtes wie sein festgestelltes Geschlecht dessen Unbewußtes erreichen und seine Entwicklung in der Bezogenheit mit den Eltern mitgestalten (vgl. hierzu Brazelton & Cramer, 1989, 4. Teil). Diese 'imaginären Interaktionen' vollziehen sich in der affektiven Sprache und bilden damit einen 'Text' im Körper, dessen späteres Begreifen in bewußten begrifflichen Strukturen nur (sehr) unvollständig gelingt und der doch seinerseits entscheidend die scheinbar davon unabhängigen formalen Denkprozesse beeinflusst. Denn die ersten Erfahrungen von Raum und Zeit von Konstanz und Kontinuität, von Begrenztheit oder Grenzenlosigkeit sind körperlich erfahrene und interaktiv-affektiv interpretierte Eindrücke. Diese schreiben sich als affektiv-sensorische und soziale Komplexe in die neuronalen Bahnungen ein, welche zu Bestandteilen der kognitiven Strukturen werden – lange bevor diese Strukturen genügend ausge-reift sind, um die Inhalte des Erlebens in bewußt gewählte, aber selten als hinlänglich empfundene kulturell vermittelte Begrifflichkeiten übersetzen zu können.

### Zusammenfassung und Ausblick

Drei Fragestellungen scheinen mir für die Frauen- und Geschlechterforschung in der Psychologie gegenwärtig von Bedeutung:

1. Unbewußte stereotype Vorstellungen, Erwartungen und Phantasmen über die Geschlechter, die sich in standardisierten Begriffen, Methoden und Theorien der Psychologie finden, sich aber auf ihnen zugrundeliegende, allgemein verbreitete und darum in der Wissenschaft nicht reflektierte kulturelle Vorstellungen beziehen, aufzudecken. Auf diesem Gebiet gibt es bereits hervorragende

Beiträge, sie haben aber den mainstream der psychologischen scientific community noch nicht erreicht, da Geschlechterforschung auch innerhalb dieses Faches tendenziell noch immer marginalisiert wird, indem ihre Ergebnisse nicht zur Kenntnis genommen werden;

2. Die Frage nach der geschlechtlichen Spezifik von Erfahrungen muß so gestellt werden, daß das »doing gender«, in diesen spezifischen Erfahrungen sichtbar wird. Dies bedeutet, den Einfluß der kulturellen Vorstellungen und Bewertungen in ihrer Wirkung auf das Erleben des Selbst und der sozialen Welt der Subjekte sichtbar und auch die subtilen Wege erkennbar zu machen, über die sich kulturelle Vorstellungen den einzelnen Individuen sehr subjektiv, hautnah und unter der Haut vermitteln. Die Forschungen zur imaginären Interaktion innerhalb der Säuglingsforschung sind ein wichtiger Beitrag hierzu. Imaginäre Interaktionen sind jedoch nicht auf frühe Lebensphasen begrenzt. Die Erforschung derselben muß sich daher auf unbewußte Kommunikationen und Übertragungen in allen Lebensabschnitten beziehen. Sozialisation, die die bewußt intendierte Seite der Anpassung und Enkulturation der Subjekte bezeichnet, ist gleichfalls ein lebensumfassender Prozeß;
3. Die Tradierung der historisch überlieferten abendländischen Leib-Seele-Trennung in der Psychologie muß aus diesem Grunde endgültig und vollständig aufgehoben werden. Der Körper ist nicht nur, wie es in der Dekonstruktionsdebatte den Anschein hat, ein kulturelles Phänomen, er ist zugleich ein psychisches Ereignis, so wie das psychische Erleben zugleich ein physisches ist. Diesen in der Psychosomatik längst zugrundegelegten Wechselbeziehungen oder Erlebens- und Wirkungseinheiten von psychophysischen Prozessen wird in neueren, tendenziell stark medizinisch orientierten, Forschungsrichtungen wie der 'Neuropsychosimmunologie' Rechnung getragen. Beiden gemeinsam ist aber die vorrangige Orientierung an pathologischen Prozessen, während die Einschreibung psychosozialer Realitäten in die Körpererfahrung und deren Einfluß auf kognitive Prozesse ein genuiner Vorgang ist, der für das Verständnis der gesellschaftlichen Produktion der Geschlechter wie für das Erleben und das Selbst- bzw. Weltverständnis der Geschlechter von großer Bedeutung ist.

Der additive Charakter von Begriffsmonstren wie 'Neuropsychosimmunologie' und entsprechend auch der 'biopsychosozialen' Prozesse verweist darauf, daß wir (aus bekannten kulturgeschichtlichen Gründen) bisher nicht in der Lage waren, die physisch-affektiv-kognitive Bezogenheit und Integriertheit des Erlebens und Sich-Entwickelns der Spezies Mensch in seiner dynamischen Einheit, Komplexität und widersprüchlichen Vielfalt zu erfassen. Daß weibliche Erfahrungen aus den männlich geprägten Vorstellungen von menschlicher Existenz und Entwicklung zu einem großen Teil subtrahiert werden konnten und können, ist – abgesehen von den damit verbundenen Interessen, Vermeidungen und Vorteilen – auch die Folge dieser segregierenden, analytisch trennenden und aufspaltenden Sichtweise und einer ihr entsprechenden Wissens- und Wissenschaftstradition.

Inzwischen deuten sich jedoch neue Forschungszusammenhänge an, die auf eine zunehmende Integration des komplexen affektiv-physisch-kognitiven Geschehens hinzielen. Dies geschieht in der bereits erwähnten aktuellen neurowissenschaftlichen Forschung, die zunehmend mit einem holistischen Ansatz arbeitet: in diesem wird der Körper nicht mehr nur als eine biologische Basis für die ihm gegenüber als höher eingestufteten kognitiven Prozesse angesehen, sondern als elementarer Orientierungsmaßstab für die Ausbildung und Verarbeitung kognitiver Strukturen. Damasio zufolge sind geistige Aktivitäten »nicht nur auf das Gehirn, sondern auch auf den restlichen Körper angewiesen« und er vertritt die Auffassung, daß der Körper »ein Grundthema für Repräsentationen im Gehirn« ist (Damasio, 1994, S. 18 ff.). Die funktionelle Aufgabe der Empfindungen, Gefühle und Affekte sei es hingegen, in der Vielfalt von Signalen jene zu identifizieren, die in der »Körperlandschaft« von Bedeutung sind (ebd., S. 15 ff.).«

Scheinbar ohne jede Verbindung zu dieser neurowissenschaftlichen Diskussion hat sich innerhalb der psychoanalytischen Erfahrungsbildung ein fundiertes Wissen über die unbewußten Repräsentanzen des Körpers herausgebildet. Dieses umfaßt ebenso die interaktiven Voraussetzungen wie innerpsychischen Bedürfnisse, die zu diesen Entwicklungen eines 'Körperschemas' führen. Die mit dieser innerpsychischen Körperrepräsentanz verbundenen Phantasien beziehen sich auf den eigenen Körper und seine Innenräume, auf die eigene Herkunft, Zeugung und Geburt und die damit verbundenen

Phantasien von der Urszene, vom mütterlichen Körper und dessen Höhlungen. Nicht minder bedeutsam ist neben diesen räumlichen Körperphantasien die Entdeckung der Zeit, die sich ebenfalls »ego-zentrisch« um die Tatsache der eigenen Geburt dreht als jenem Zeitpunkt, mit dem der Beginn der eigenen Existenz markiert ist. Erstaunt entdeckt das Kind um das dritte Lebensjahr, daß es die ihm vertraute Welt und die Eltern schon »vorher« gab, daß die Eltern selbst einmal Kinder waren und daß seine Geburtstagsfeiern mit der Anzahl seiner Lebensjahre zusammenhängen. Diese Entdeckung des Anfangs verweist zuerst auf die Begrenztheit des Lebens, und das 'Vorher' wird von Kindern oft mit der Vorstellung von Totsein verbunden, bevor sie zu begreifen versuchen, was es heißen könnte, daß alle Menschen einmal sterben müßten (vgl. Buchholz, 1997).

Der Begriff des Körperschemas, der zunächst im Zusammenhang mit der Erklärung von Phantomschmerzen, die an amputierten Gliedmaßen auftreten, entwickelt wurde (vgl. du Bois, 1990, S. 8), fand in den 40er Jahren durch die Beiträge von W. Clifford Scott Eingang in die psychoanalytische Diskussion. In diesen beabsichtigte er, wie wenige Jahre nach ihm Linn in den USA, eine Integration von psychiatrischen, psychoanalytischen und neurologischen Kenntnissen (vgl. Scott, 1948, 1949; Linn, 1955).

Die Frage nach der psychischen Repräsentanz des Körpers war seitdem in der psychoanalytischen Diskussion kontinuierlich vertreten, wie zahlreiche Beiträge hierzu belegen<sup>3</sup>.

Sie hatten allerdings, wo sie geschlechtsspezifische Entwicklungen thematisierten, vorwiegend Differenzen im Verlauf und der Verarbeitung des Ödipuskomplexes und Unterschiede der psychosexuellen Entwicklung und Geschlechtsidentität zum Thema. Im Vergleich hierzu wurde die Relevanz, die die Aneignung der eigenen Genitalität für die Entwicklung des Denkens hat, erst sehr spät entdeckt (vgl. Lerner, 1980; Bernstein, 1993; Lax, 1994). Diese Autorinnen befaßten sich mit der Bedeutung innergenitaler Phantasien und deren sprachlicher Repräsentation (die zugleich eine kulturelle Form der affektiven Repräsentation darstellt) für die Entwicklung kognitiver Fähigkeiten. Anhand von psychoanalytischem Fallmaterial konnten sie Auswirkungen des Körperschemas und der affektiv-kognitiven Repräsentation des Genitales in diesem auf Denkprozesse belegen. Ihre Analysen verdeutlichen, wie weibliche Ängste und Phantasien,

die die eigene innere und äußere Genitalität betreffen, sich negativ auf die Erfassung äußerer Sinnzusammenhänge übertragen und diese hemmend beeinflussen. So tragen Unsicherheiten hinsichtlich ihrer Grenzen und der Kontrollierbarkeit ihrer »Inhalte« (Bernstein) oder der Möglichkeit des Zugangs zu ihnen (Lax) sowie ihrer begrifflichen Zuordnungen und der damit verbundenen affektiven und kognitiven Repräsentationen (Lerner) nicht nur zur Irritation der eigenen Körpergrenzen bei. Zugleich wirken sie sich auf die Erfassung von kausalen Gesetzmäßigkeiten und Prozeßverläufen, auf das Verstehen von Mechanismen und Strukturen, das Begreifen von raum-zeitlichen Beziehungen und Zuordnungen und auf das Orientierungsvermögen in diesen aus. Dieser Ansatz wird unter anderem von Vera King weiter verfolgt, die nach der Notwendigkeit der Aneignung von Innergenitalität für die Entwicklung einer weiblichen Kreativität und Sublimierungsfähigkeit fragt (vgl. King, 1997).

Wenn bisher die Integration von körperlichen, affektiven und kognitiven Entwicklungsprozessen in den Neurowissenschaften und der Psychoanalyse parallel zueinander erfolgte, jedoch scheinbar ohne wechselseitige Beachtung der Vorgehensweisen und Resultate, so deuten sich vermehrt Bemühungen an, beide Entwicklungen wechselseitig zu berücksichtigen (vgl. z.B. Brocher & Sies, 1986; Levin, 1991; Basch, 1992). Sie erscheinen mir sehr vielversprechend – auch für die Erweiterung unseres Verständnisses jener zum Teil sehr subtilen Wechselbeziehungen zwischen kulturellen und individuellen Entwicklungsprozessen, die das »doing gender« ausmachen.

#### Anmerkungen

- (1) Überarbeitete Fassung eines Vortrags an der Philipps-Universität Marburg am 23. 5. 1996.
- (2) Chasseguet-Smirgel hat in zwei Beiträgen die befürwortenden und ablehnenden Stellungnahmen innerhalb der Psychoanalyse zu Lebzeiten Freuds einander gegenübergestellt und miteinander verglichen (vgl. Chasseguet-Smirgel, 1974, S. 26-67).
- (3) Eine Übersicht über die Entwicklung der Diskussion in der Psychoanalyse gibt Lemche, 1993.

## Literatur

- Alpert, J. (Hrsg), (1992). *Psychoanalyse der Frau jenseits von Freud*. Berlin u.a.
- Basch, M. F. (1992). *Die Kunst der Psychotherapie. Neueste theoretische Zugänge zur psychotherapeutischen Praxis*. München.
- Becker-Schmidt, R. & Knapp, A. (Hrsg), (1995). *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt am Main/ New York.
- Bernstein, D. (1993). *Weibliche genitale Ängste und Konflikte und die typischen Formen ihrer Bewältigung*. *Psyche*, 47, S. 530-559.
- Du Bois, R. (1990). *Körper-Erleben und psychische Entwicklung. Phänomenologie, Psychopathologie und Psychodynamik des Körper-Erlebens – mit Beobachtungen an gesunden und schizophrenen Jugendlichen*. Göttingen u.a.
- Brazelton, B. T. & Cramer, B. B. (1991). *Die frühe Bindung. Die erste Beziehung zwischen dem Baby und seinen Eltern*. Stuttgart.
- Brocher, T. & Sies, C. (1986). *Psychoanalyse und Neurobiologie, Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft 10*. Stuttgart/Bad Cannstatt.
- Broverman, I. K. u.a. (1970). *Sex-role stereotypes and clinical judgements of mental health*. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 34 (1), S. 1-7.
- Broverman, I. K. u.a. (1972). *Sex-Role Stereotypes. A current appraisal*. *Journal of Social Issues*, 28 (2), S. 59-78.
- Brown, L. M. & Gilligan, C. (1994). *Die verlorene Stimme. Wendepunkte in der Entwicklung von Mädchen und Frauen*. Frankfurt am Main/ New York.
- Buchholz, M. B. (1997). 'Anders sehen' und 'Herstellung des Dreiecks'. Vortrag am 19. 4. 1997 beim Symposium »Weiblicher und männlicher Ödipuskomplex in der Psychoanalyse heute« (im Druck). Frankfurt am Main.
- Chasseguet-Smirgel, J. (Hrsg), (1974). *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*. Frankfurt am Main.
- Condry, J. & Condry, S. (1976). *Sex Differences: A Study of the Eye of the Beholder*. *Child Development*, 47, S. 812-819.
- Damasio, A. R. (1994). *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. München/ Leipzig.
- Douglas, M. (1981). *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*. Frankfurt am Main.
- Erdheim, M. (1993). *Psychoanalyse, Adoleszenz und Nachträglichkeit*. *Psyche*, 47 (10), S. 934-950.
- Flaake, K. & King, V. (Hrsg.), (1992). *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen*. Frankfurt am Main/ New York.
- Freud, S. (1925). *Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds*. *Stud.Ausg.*, Bd. V (1972). Frankfurt am Main.
- Ders. (1931). *Über die weibliche Sexualität*. *Stud.Ausg.*, Bd. V (1972). Frankfurt am Main.

- Ders. (1932/33). Die Weiblichkeit. Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Nr. 33. Stud.Ausg., Bd. I (1971). Frankfurt am Main.
- Gould, S. J. (1988). Der falsch vermessene Mensch. Frankfurt am Main.
- Gould, S. J. (1989). Der Daumen des Panda. Betrachtungen zur Naturgeschichte. Frankfurt am Main.
- Greenglass, E. R. (1986). Geschlechterrolle als Schicksal. Soziale und psychologische Aspekte weiblichen und männlichen Rollenverhaltens. Stuttgart.
- King, V. (1997). Der Ursprung im Innern. Weibliche Genitalität und Sublimierung. Vortrag am 20. 4. 1997 beim Symposium »Weiblicher und männlicher Ödipuskomplex in der Psychoanalyse heute« (im Druck). Frankfurt am Main.
- Lax, R. F. (1994). Aspects of Primary and Secondary Genital Feelings and Anxieties in Girls during the Preoedipal and Early Oedipal Phases. *Psychoanalytic Quarterly*, 63, S. 271-296.
- Lemche, E. (1993). Das Körperbild in der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie. Eschborn.
- Lerner, H. E. (1980). Elterliche Fehlbenennungen der weiblichen Genitalien als Faktor bei der Erzeugung von 'Penisneid'. Frankfurt am Main. »Psyche 34, S. 1092-1104.«
- Levin, F. M. (1991). Mapping the Mind. The Intersection of Psychoanalysis and Neuroscience. Hillsdale/ N.J./ London.
- Linn, L. (1955). Some Developmental Aspects of the Body Image. *International Journal of Psychoanalysis*, 36, S. 36-42.
- Lunneborg, P. (1970). Stereotypic Aspects in Masculinity-Femininity Measurement. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 3 (1), S. 113-118.
- Maccoby, E. E. & Jacklin, C. N. (1974). *The Psychology of Sex Differences*. Stanford, Calif.
- Mauss, M. (1934/35). Die Techniken des Körpers. In: ders. (Hrsg.), *Soziologie und Anthropologie*, Bd. II. (S. 197-220), (1978). Frankfurt am Main u.a.
- Mens-Verhulst, J. van u.a. (Hrsg), (1996). Töchter und Mütter: Weibliche Identität, Sexualität und Individualität. Stuttgart u.a.
- Oeser, E. & Seitelberger, F. (1995). Gehirn, Bewußtsein und Erkenntnis. Dimensionen der modernen Biologie, Bd. 2. Darmstadt.
- Petersen, A. C. (1980). Biopsychosocial Processes in the Development of Sex-related Differences. In: J. E. Parsons (Hrsg.), *The Psychobiology of Sex Differences and Sex Roles* (S. 31-55). Washington, D.C. u.a./ New York u.a.
- Rohde-Dachser, C. (1991). Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse. Berlin u.a.
- Rosenfield, I. (1992). Das Fremde, das Vertraute und das Vergessene. Anatomie des Bewußtseins, 2. Aufl. Frankfurt am Main.



- Schlesier, R. (1981). Konstruktionen der Weiblichkeit bei Sigmund Freud. Frankfurt am Main.
- Schöfthaler, T. & Goldschmidt, D. (Hrsg), (1984). Soziale Struktur und Vernunft. Jean Piagets Modell entwickelten Denkens in der Diskussion kulturvergleichender Forschung. Frankfurt am Main.
- Scott, W. C. M. (1948). Some Embryological Neurological, Psychiatric and Psycho-analytic Implications of the Body Scheme. The International Journal of Psycho-Analysis, 24 (3), S. 141-155.
- Scott, W. C. M. (1949). The 'Body Scheme' in Psychotherapy. The British Journal of Medical Psychology, 22 (3/4), S. 139-150.
- Spitzer, M. (1996). Geist im Netz. Modelle für Lernen, Denken und Handeln. Darmstadt.